

Novelle von Grete Olsen.

Der alte Herr hielt den Brief in seinen hübschen weichen Händen und sah ratlos von dem blühenden Burschen, der ihn gebracht hatte, zu seiner Wirtin hinüber.

„Können Sie sich vorstellen, Frau Himmelreich, was das bedeuten mag? Da schreibt mir der Sanitätsrath Hartung, ein junges Mädchen, das seit vorgestern im Krankenhaus liegt, wüßte mich zu sprechen. Ein junges Mädchen — mich?“

„Und recht eilig hat's der Herr Sanitätsrath gemacht,“ fiel der Junge, immer noch atemblos, ein, „das Fräulein hätte einen Bluthausen gehabt vergangene Nacht, man könnte nicht wissen, wie lange das sie überhaupt noch lebe.“

„Steht denn kein Name drin, Herr Heinrich?“ fragte Frau Himmelreich bedächtig.

„Richtig ja, ein Name war ja wohl dabei.“ Heinrich fehte mit zitternden Fingern die goldene Brille auf und überlas die wenigen Zeilen. „Rita Manoni,“ sagte er dann und zog die buschigen grauen Augenbrauen erstaunt nach oben.

„Das ist doch eine vom Theater,“ unterbrach Frau Himmelreich erregt. „Rita Manoni — den Namen habe ich auf dem Zettel gesehen.“

„Ist denn Theater hier?“ „Aber schon seit vierzehn Tagen,“ erklärte die Frau wichtig. „Mittel-deutsches Hoftheater — Ensemble — beissen sie und spielen im großen Bühnenhaus.“ Wann Herr Heinrich nicht Tag und Nacht über seinen Erfindungen sähen, hätten Sie gewiß davon gehört.

Der kleine Bote war indessen ungeduldig von einem Fuß auf den andern getrippelt.

„Was soll ich'n ausrichten?“ fragte er jetzt.

„Ja — na — ja also, ich käme selbstverständlich. Ich muß nur hier noch —“

Man sah förmlich, welchen Kampf es dem alten Herrn kostete, sich von der Arbeit an seinem geliebten Wertstück loszureißen.

Frau Himmelreich war zu ihm gestreut, hatte schnell den Arbeitsstift von seinem Schulters gezogen und nahm jetzt aus einem Schrank einen langschöpigen, weichen braunen Rock und einen weißen schwarzen Hut mit breiter Krempe.

Der Vormittag war heiß und windig. Auf dem schattenlosen Feldweg, den der Bote kurz hinter Frau Himmelreichs Haus eingeschlagen hatte, mitbelten kleine Staubpyramiden. Staub floh dem alten Herrn in die Augen, legte sich ihm auf den Rost.

Jetzt war die Chauffe erreicht. Vorüber an der Gerberei, deren scharfe Dünste die ganze Gegend überwehten, am Arbeiterwohnhaus und der Gasfabrik führte sie zum städtischen Krankenhaus, dessen Garten nachbarschlich die weißgeworfene Kirchhofmauer angrenzte.

An dem mit rohen Backsteinen gepflasterten Hausflur trat eine feuchte Kälte auf Heinrich nieder.

Sein Führer war hinter ihm im offenen Hausthor stehen geblieben. Er flüsterte ihm nur noch sehr nach: „Links, die zweite Thüre,“ dann verschwand er.

Ein kurzes „Herein!“ antwortete hinter der zweiten Thüre links zu Heinrichs Rechten.

Er öffnete und fand sich einer hochgewachsenen Frauengestalt in einem dunkelgrauen Gewand mit weißer Schürze und großer weißer Haube gegenüber.

„Ich bitte um Entschuldigung. Mein Name ist Heinrich, man hat mich hierher gewiesen.“

„Ah, ich weiß schon. Der Herr Sanitätsrath hat Order gegeben, daß Sie sofort zu der Patientin geführt werden sollen.“

Über eine weißgeheuerte breite Treppe stiegen sie ausgetretene Stufen unter Heinrichs müden schweren Schritten hinunter, bis sie das schlanke Mädchen voran. Oben blieb sie stehen und erwartete geduldig sein Näherkommen.

Als sie sich dann einem langen Korridor zuwenden wollte, legte der Mann bitters die Hand auf ihren Arm.

# Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

F. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 16. Januar 1903

Jahrgang 23 No. 20.

Ein ihm völlig unbekanntes Gesicht, wie er sich sofort sagte.

„Dichies welliges Haar über der schmalen weißen Stirn, seine dunkle Augenbrauen, die wie in ängstlicher Spannung zusammengezogen schienen, eine zierliche kleine Nase, ein blaßes Mündchen, die eingefallenen Backen von fieberischem Roth überzogen.“

Vangsam ließ er sich auf den von der Schwester bereitgestellten Stuhl nieder, brachte umständlich seinen Hut unter und wandte sich dann verlegen ihr zu: „Sie haben gewünscht, mich zu sprechen, mein Fräulein?“

„Ja, ich — sie suchte vergeblich nach Worten und stich unruhig über das Bettuch. „Ich bin erst seit kurzem in Brandenstadt und vorgestern hier ins Spital gekommen. Ganz zufällig hörte ich Ihren Namen. Ich hatte nämlich immer geglaubt, Sie — Sie wären schon lange tot.“

„Tod? Ich?“ Der alte Herr sah sich besorgt nach der Schwester um — sollte die Kranke im Fieber sprechen? Aber sie lag ganz ruhig und fuhr in gleichmäßigem Ton fort: „Meine Mutter wenigstens hat mir immer gesagt, daß Sie gestorben wären.“

„Also hat Ihre Mutter mich gekannt?“ fragte Heinrich gespannt.

„Gewiß ja, sehr gut. So gut, wie man wohl überhaupt... Meine Mutter war mit Ihnen — mit der Verheirateten.“

„Was? — Dann wäre Ihre Mutter? — aDnn wären Sie? — Um Gottes willen, bist du etwa Gertrud, meine kleine Gertrude?“

„Es ist so lange her,“ flüsterte sie, „daß wir uns nicht gesehen haben. Wir sind wohl recht verändert, ich und auch du — Vater.“

Das Wort traf ihn wie ein leiser Schmerz.

Vater! Mit diesem Laut erst wurde ihm klar, daß das junge Wesen da in den Klaffen sein Kind war, sein einziges Kind, das er so innig lieb gehabt, nach dem er sich gesehnt, mit heißen Thränen gesehnt hatte, viele einsame Jahre hindurch.

Und in qualvoller Deutlichkeit stand der Tag vor ihm, an dem er sein Lächeln zum letztenmal gesehen, als ihn seine Frau, welche des einförmigen Lebens neben dem Gekochten überdrüssig war, verlassen hatte.

Eine Bewegung neben ihm rief ihn in den Augenblick zurück.

Trude hatte ihm den Kopf voll zugewandt und sah mit großen, seltsam verstellten Augen in sein erregtes Gesicht.

„Armer Papa!“ sie streichelte mit ihrer heißen kleinen Hand leise über seine Linke, die sich unwillkürlich geballt hatte.

Das brachte ihn ganz zu sich.

In jäh aufflammender Traurigkeit beugte er sich zu ihr: „Und du bist krank, mein Liebes? Hast du Schmerzen? Kann ich dir helfen?“

Trude schüttelte freundlich den Kopf: „Es geht mir schon viel besser. Heute Nacht, das — das war, glaube ich, die Krise. Ich fühle mich so viel leichter, der schreckliche Druck, der mir immer hier auf der Brust saß, ist ganz fort.“

„Ich werde nachher mit dem Herrn Sanitätsrath sprechen, du darfst nicht hier bleiben.“

Sowie die Sonne hinter den Hügeln versank, wurde Gertrud wieder in's Haus gebracht. Seit einigen Tagen hatte sie sogar schon früher über Müdigkeit und Kräfteleerung gelacht und am hellen lauten Nachmittag lag sie wieder erschöpft in ihrem Bett.

Heinrich blieb neben ihr. Stundenlang waren sie dann schweigend beieinander.

In einer solchen Stunde war es, daß Gertrud sich plötzlich aufrichtete.

„Papa, ein muß du mir versprechen.“

„Alles, mein Kind. Von Herzen. Was wünschst du denn?“

„Du darfst — du sollst nicht traurig sein, wenn ich nicht mehr bei dir bin.“

Aber Trude, wer denkt denn an Trennung? Jetzt, wo wir uns gerade erst gefunden haben.“

„Wir nicht, wir beide nicht, aber vielleicht — das Schicksal. Wenn ich nun doch nicht gesund würde...“

Heinrich wandte sich schnell ab.

Er vermochte nicht zu antworten. Er griff nur nach ihrer Hand und drückte sie lange und zärtlich.

Nach einiger Zeit fuhr sie leise, kaum verständlich fort: „Ob es nicht am allerbesten so ist für mich? Fortzugehen aus dieser ersten kurzen Friedenszeit, die ich erlebt habe. Ich weiß nicht, Papa, ob du über deinem Suchen und Erfinden die Welt um dich herum verstanden hast, aber ob man in solch stillem Winkel verzieht, wie es draußen aussieht — wie heiß und feurig und unglücklich und schuldig wir alle das Leben leben.“

Heinrich saß in schredlicher Ueberzeugung in die hellen Kinderaugen, die groß zu ihm aufgeschlagen waren. Schuldig? Seelig? Woher fand das Mädchen solche Worte?

Sie nickte ihm lächelnd zu.

„Nicht fragen, guter alter Papa. Das ist ja alles so weit — vergangen und vergessen.“

Aber an das Seelig und Schuldig mußte der arme Alte noch denken, als er sein Kind schon längst auf dem Friedhof drüben am Berg begraben hatte. Und leise kam ihm der traurige Gedanke, den er zuletzt alle finden: vielleicht war es auch so.

Und eine schwere lastende Qual hatte Gertrud in ihren schmalen Händen mit fortgetragen.

Herr Heinrich wartete nicht mehr auf das große Glück, auf den Goldsegen, den ihm seine Erfindungen bringen sollten.

„Was soll ich mich plagen, liebe Himmelreich? Für wen? Das Kind ist aufgehoben, und für mich? Für mich ist's nachgerade doch zu spät geworden.“

Die Instrumente, die Bücher und Flaschen auf dem Wertisch wurden von Staub und Rost überzogen.

Das Manöver kam und mit dieser Zeit, die von Allen, nur von Krautenberg nicht, mit fröhlichen Augen betrachtet wurde, kam auch die Beförderung des selbsterhaltenen Kompanie-Chefs zum Major. Ein Offizier aus einer fremden Garnison, der zum Regiment überetzt wurde, bekam Krautenbergs Kompanie. Es war ein wohlwollender Herr, dem jedoch der Ruf, ein überaus sparsamer, vulgo niedriger Herr zu sein, vorausging.

Der Ausmarsch aus der Garnison kam. Ganze acht Tage waren vorübergegangen, ohne daß Krautenbergs böser Dämon sich bemerkbar gemacht hätte. Viel fröhlicher als sonst marschirte unser Fünftler denn auch nach dem Takte der Musik zum Thor hinaus.

Acht Tage ohne störendes Pech, — das war ihm so neu, so ungewohnt, daß er schier davon auf's höchste übertraut war!

Und Wunder über Wunder! Auch die ersten fünf Manövertage verflohen pfeifrei für unseren Krautenberg. Am nächsten Tag war Ruhetag. Die Kompanie lag in einem kleinen Flecken. Abends ließ der Hauptmann den Feldwebel rufen: „Lassen Sie den Krautenberg morgen sich bei mir melden. Ich will ihn zum Befehlsmpfangen an den Regimentadjutanten nach O. schicken. Notieren Sie's, Feldwebel!“

Der Krautenberg? Der Feldwebel fragte sich mit dem Bleistift hinter dem Ohr: „Entschuldigen der Herr Hauptmann, aber der Krautenberg gerade...“

Allein der Hauptmann hatte gerade seine „verloste Stunde“, in der er irgendwelche Einwürfe von Untergebenen schlechtlich nicht vertragen konnte. Und so sagte er denn auch jetzt mit scharfer Betonung, die jeden Einwand ausschloß:

„Schreiben Sie, Feldwebel, was ich Ihnen jenseit der Krautenberg meldet sich morgen um 9 Uhr bei mir zum Befehlsmpfangen in O.“

Der Feldwebel schrieb und aucte die Achseln, als der Herr Hauptmann gegangen war. Was ging's ihm denn auch am Ende an? Wenn der Krautenberg wieder eine Dummelei machte, dann war's nicht seine Sache. Und eine faßliche Dummelei kam ganz sicher heraus, das mußte der dicke Feldwebel schon im Voraus.

Als beim Abendpfeil der Feldwebel dem armen Krautenberg den Befehl des Hauptmannes mittheilte mit dem fastfaßlichen Bemerkung: „Na, da bin ich nur neugierig, was für 'ne Dummelei da wieder 'rauskommen wird!“

„Ist das ein Pech-Fünftler das Herz in die Unteroffiziere. Das hatte ihm noch gefehlt! Befehlsmpfangen! Seufzend ging er in sein Quartier, laufend suchte er sein unbedeutendes Manöverlager auf und selbst der Traumgott ließ den armen Kerl keine Ruhe, er zeigte ihm die Dunkelarethefelle mit ihm und einer einfachen Rast so deutlich, daß er schon nach dem Wassertrinken greifen wollte. Mit kaltem Schweiß bedeckt, wachte er auf. Das Frühstück des jungen Tages schaute schon in die Scheunenfenster herein. So erhob er sich denn und pugte an seinen Sachen herum, um wenigstens nach besten Kräften alles zu bereiten, was sein Pech-Dämon Schlimmes an jenem äußeren Menschen vornehmen würde.

Punkt neun Uhr meldete er sich beim Hauptmann, den er schon in voller Uniform im Hofe jenes Grundstückes antraf, in dem er Quartier genommen hatte. Es lag an dem Hauptplatz des Fleckens.

„Gut, mein Sohn!“ sagte der Hauptmann andächtig, indem er mit prüfendem Blick das bleiche Antlitz des vor ihm Stehenden musterte. „Aber wie sehen Sie denn aus? Sind Sie krank?“

„In Befehl, nein, Herr Hauptmann!“

„Gut! Na, ich habe noch eine kleine Weile zu thun. Gehen Sie noch vorbei in die Sonne. — aber warten Sie dort, bis ich selbst Sie benachrichtige oder zu Ihnen schide, verstanden?“

„In Befehl, Herr Hauptmann!“

„Schön!“ Der Kompaniechef drehte sich kurz um und ging dem Hofe zu, Krautenberg aber schritt mit offenem Munde aus dem Thore des Hofes.

„In die Sonne“ sollte er gehen? Ja, wo war denn die Sonne? Der launische Wettergott hatte jaft in dem Moment eine graue Regenwolke vor das strahlende Licht gehoben und es sah dem Aufzuge auf dem Plage grau und unheimlich aus. Da fielen die Blide des Fünftlers auf ein stattliches Gebäude, an dem in großen Goldbuchstaben stand: Gasthof „zur Sonne!“

Der gute Hauptmann! Nicht draußen stehen sollte er, nein, er konnte ihn in eine oem'fliche Wirtshausstube. Ein wärmere Gefühl machte seiner Verwirrung Platz. Stramm marschirte er über den Weg und trat ein in die leere Wirtshausstube, in der sich nur der Sonnenwirth selbst befand, mit der strammen Meldung: „Zur Stelle!“

„Immer schnellig, die Herren Soldaten“, lachte der Sonnenwirth, des Gastes froh. „Na, sehen Sie sich doch! Sie haben doch heute Zeit?“

„Bis mein Herr Hauptmann mich abholt!“ gab Krautenberg zurück und setzte sich an einen Tisch.

„Und ein Glas Bier darf ich Ihnen doch auch bringen?“

„Wie gut die Leute heute alle mit mir sind,“ wunderte sich der Fünftler innerlich und fügte laut hinzu: „Wenn Sie so gut sein wollen!“

Das Bier kam und munde dem braven Krautenberg so herrlich, daß er es mit einem Zuge austrank, was der erfreute Sonnenwirth zum Anlaß nahm, es sofort wieder füllen zu lassen.

Eine halbe Stunde verging, eine ganze. Der Hauptmann kam nicht. Er wird noch zu thun haben, tröstete sich Krautenberg und derselben Meinung war der Sonnenwirth.

„Wie wärs denn mit etwas Frischfleisch?“

„Immer her!“ rief der Fünftler fröhlich, denn er hatte inzwischen schon den sechsten Schoppen intus, — und sich selbst entschuldigend, dachte er: „Der gute Hauptmann hätte mich doch hier nicht warten lassen, um zu dürsten und zu hungern.“

Das Frischfleisch schmeckte ihm herrlich. Beim achten Schoppen waren seine Befürchtungen zerstreut, beim zehnten hätte er seinem Dämon Spottlieder gesungen — und doch hielt dieser die pechgefüllte Faust schon drohend über seinem Scheitel erhoben.

Als der Hauptmann nämlich seine kleine dienstliche Verrichtung, wegen welcher er Krautenberg warten ließ, vorgenommen hatte, erschien er, und das war schon nach wenigen Minuten der Fall, wieder im Hof, um nach dem Fünftler zu sehen. Na, wo war der? Er rief — keine Antwort. Im hohen Maße aufgebracht, schickte er seinen Burschen in Krautenbergs Quartier.

Der sei längst fort, um sich bei dem Hauptmann zu melden, hieß es. Der Hauptmann stampfte mühsam mit dem Fuße, als er das vernahm. „Holen Sie mir den Feldwebel!“

Der Feldwebel kam. Als er von dem sonderbaren Verschwinden des Fünftlers hörte, äußerte er die Meinung: „Der Mann, der als ganz besonders ungeschickt bekannt sei, habe am Ende den Weg nach O. schon angetreten.“

Der Hauptmann schäumte. „Aber, was war zu thun? Ein anderer Fünftler ward zum Befehlsmpfangen beordert. Dem Hauptmann aber ward der ganze Ruhetag oerdorden. Dem Feldwebel auch.“

Mittlerweile trank Krautenberg fröhlich und selig am zweiten Dugend Schoppen rüthig weiter. Andere Kameraden, die von der Verordnung nicht wußten, kamen hinzu; der Sonnenwirth glänzte. Solche stotte Muntschaft hatte er lange nicht gehabt!

„Wo steht nur der Krautenberg?“ fragte der Feldwebel jeden Mann, der ihm begegnete. Nachmittags erhielt er endlich die Auskunft: „Der ist in der Sonne, auf Befehl des Herrn Hauptmanns, der hais gar gut!“

„In der Sonne?“ Dem Feldwebel saßen die Arme am Leibe herab. Ihm ahnte eine ungeheure Dummelei. Sofort ließ er den Fünftler holen.

„Ich kann nicht kommen!“ gab Krautenberg lallend zur Antwort: „Ich muß mich strikke an meinen Befehl halten!“

„Nun kam der Feldwebel selbst und besser Kluch ermunternder Worten konnte selbst Krautenbergs gemüthliche Fünftlerfüllung nicht standhalten. Er wollte also mit dem Feldwebel zum Hauptmann.

Der Postwal. Eine Geschichte von einem Minister, einem Postwal, einem Naturforscher und einer Ordensauszeichnung erzählt der „Gaulois“: Als Hanotaux noch Minister war, sah er eines Tages mehrere Professoren des naturwissenschaftlichen Museums in sein Arbeitszimmer treten. Und einer nahm das Wort und sprach: „Der Jardin des Plantes“ ist in Gefahr, denn er hat keinen Postwal; wir brauchen einen Postwal, geben Sie uns einen Postwal!“ — „Ich habe leider keinen Postwal bei mir“, erwiderte der Minister, „aber ich werde sofort einen Kredit für den Ankauf dieses Baltieres votieren lassen.“ Und so geschah es; er erhielt einen Kredit von 10,000 Franken. Man erfuhr, daß ein Fischer auf den Falkland-Inseln, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, einst einen prächtigen Postwal erbeutet und als Andenken behalten habe. Der Vertreter Frankreichs auf den Falkland-Inseln suchte den Gentleman auf, und machte ihm den Vorschlag, das interessante Wasserthier gegen ein Häufchen Banknoten einzutauschen. Der Fischer lehnte aber rundweg ab. Bitten, dringende Vorstellungen, alles war umsonst. Plötzlich hatte der Vertreter Frankreichs einen genialen Gedanken: „Wenn man Ihnen die Ehrenlegion gibt“, sagte er zu dem Fischer, „würden Sie Ihren Postwal auch dann noch verweigern?“ — „Dann nicht; ich würde ihn sogar unentgeltlich hergeben.“ Der Vertreter schickte sofort ein Telegramm an den Minister: „Fischer gibt Postwal umsonst, wenn Ehrenlegion.“

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.

„Auch gemacht“, erwiderte Herr Hanotaux. Der Fischer wurde delorirt, der Postwal wurde abgeführt, und das Gaudighier des Meeres erregt jeden Tag die Bewunderung der Kindermädchen und der nicht delorirten Soldaten.